

Arbeiter im Weinberg: Mt. 20, 1-16

Text:

20 1 Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem **Gutsherrn**, der am frühen Morgen ausging, um Arbeiter für seinen Weinberg einzustellen. 2 Nachdem er sich mit den Arbeitern auf **einen Denar für den Tag** geeinigt hatte, schickte er sie in seinen Weinberg.

3 Und als er um die dritte Stunde ausging, sah er andere ohne Arbeit auf dem Marktplatz stehen, 4 und er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg, und **was recht ist, will ich euch geben**. 5 Sie gingen hin. Wiederum ging er aus um die **sechste und neunte Stunde** und tat dasselbe.

6 Als er um die **elfte Stunde** ausging, fand er andere dastehen, und er sagte zu ihnen: Was steht ihr den ganzen Tag hier, ohne zu arbeiten? 7 Sie sagten zu ihm: Es hat uns niemand eingestellt. Er sagte zu ihnen: Geht auch ihr in den Weinberg!

8 Es wurde **Abend**, und der Herr des Weinbergs sagte zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter und zahl ihnen den Lohn aus, **angefangen bei den Letzten bis zu den Ersten**. 9 Und als die von der elften Stunde kamen, erhielten sie jeder einen Denar. 10 Und als die Ersten kamen, **meinten sie, dass sie mehr erhalten würden; und auch sie erhielten jeder einen Denar**.

11 Als sie ihn erhalten hatten, **beschwerten sie sich beim Gutsherrn** 12 und sagten: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleichgestellt, die wir **die Last des Tages und die Hitze ertragen** haben.

13 Er aber entgegnete einem von ihnen: **Freund, ich tue dir nicht unrecht**. Hast du dich nicht mit mir auf einen Denar geeinigt? 14 Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten gleich viel geben wie dir. 15 Oder ist es mir etwa nicht erlaubt, mit dem, was mein ist, zu tun, was ich will? Oder **ist dein Auge böse, weil ich gut bin?**

Predigt:

Ein Gutsbesitzer geht also frühmorgens um 6 Uhr auf den Marktplatz, um Tagelöhner für die Arbeit auf seinem Weinberg zu anzuheuern. Vermutlich handelt es sich um einen mittelgrossen Betrieb – wäre der Mann ein Grossgrundbesitzer, würde er wohl in der Stadt leben und sich nicht ums operative Geschäft kümmern.

Die Tagelöhner stehen ganz unten auf der gesellschaftlichen Skala. Sie befinden sich in einer noch prekäreren Lage als die Sklaven, sie sind, könnte man sagen, Sklaven auf eigenes Risiko.

Für den Arbeitgeber sind Tagelöhner billiger als Sklaven – sie müssen nicht versorgt werden, wenn sie krank sind, und wenn sie sterben, erleidet er keinen Verlust. In ungesunden Gegenden und bei gesundheitsgefährdenden Tätigkeiten ziehen antike Gutsbesitzer darum die Tagelöhner den Sklaven vor.

Der Denar, den der Gutsherr mit den Tagelöhnern ausmacht, ist der branchenübliche Lohn. Weit kommt man damit nicht. Von einem Denar kann man sich etwa ein Dutzend kleine Fladenbrote kaufen. Eine Familie lässt sich davon kaum ernähren. Zu Recht sagt ein anti-kes Sprichwort: *„Ein Lohnarbeiter arbeitet in einen durchlöchernten Beutel.“*

Immerhin erhalten in unserem Gleichnis die Frühaufsteher unter den Tagelöhnern noch so etwas wie einen Arbeitsvertrag. Drei Stunden später, also um 9 Uhr ist das anders: Da schickt der Gutsherr die Arbeiter ohne feste Lohnzusage in den Weinberg. Er sagt nur: *„Was recht ist, will ich euch geben“*.

Das Szenario wiederholt sich im Dreistudentakt, also um 12 Uhr und um 15 Uhr. Das ist ungewöhnlich – vielleicht hängt es mit der Traubenernte zusammen, die beendet sein sollte, bevor die Regenzeit mit ihren kalten Nächten einsetzt.

Dass der Gutsherr dann aber um 17 Uhr, also eine Stunde vor Arbeitsschluss noch einmal rausgeht, das ist völlig unrealistisch. Hier wird deutlich, dass Jesus nicht einfach das Geschehen auf dem Marktplatz rapportiert, sondern ein Gleichnis erzählt, dessen Sinn irgendwie hintergründig sein wird.

Es wird Abend. Der Gutsherr befiehlt seinem Verwalter, die Löhne auszuzahlen. Er hält sich an das biblische Gebot, das besagt: „*Am selben Tag sollst du dem Tagelöhner seinen Lohn geben, und die Sonne soll darüber nicht untergehen, denn er ist arm und sehnt sich danach.*“ (Dtn. 24, 15)

Der Gutsherr ordnet an, dass die Letzten zuerst und die Ersten zuletzt ausbezahlt werden. – Man fragt sich, warum er das tut. Jene, die geschlagene zwölf Stunden gearbeitet haben, sind doch müde und wollen endlich Feierabend machen.

Dann geschieht etwas Überraschendes: Die „Letzten“, die nur gerade eine Stunde gearbeitet haben, erhalten nichtsdestotrotz einen ganzen Denar.

Damit war nicht zu rechnen. Der Gutsherr hatte den Tagelöhnern ja nichts versprochen, sie arbeiteten ohne Vertrag, im Extremfall hätte er sie ohne irgendeinen Lohn fortschicken können. Stattdessen zahlt er ihnen das volle Tagessalär aus.

Jene, die drei, sechs oder neun Stunden gearbeitet haben, werden im Gleichnis nicht erwähnt. Die Geschichte macht einen Sprung direkt zu jenen, die zwölf Stunden im Weinberg waren.

Durch dieses erzählerische Raffinement baut sich eine ungeheure Spannung auf: zwischen einer Stunde und zwölf Stunden, zwischen Schaffen und Schlafen, zwischen Ersten und Letzten.

Im ersten Moment meint man auch zu verstehen, warum der Gutsherr die Reihenfolge umgekehrt der Lohnauszahlung hat. Man denkt, dass jene, die den ganzen Tag gearbeitet haben, nun einen noch viel höheren Lohn erhalten werden, mindestens das Doppelte, vielleicht sogar das Zwölfwache oder wie im Märchen: das Tausendfache.

Dann könnten sie sich einen eigenen Weinberg kaufen, und wenn sie noch nicht gestorben wären, dann würden sie noch heute satt und selig leben.

Doch nichts dergleichen geschieht. Den Ganztagsarbeiter wird nicht mehr als der vereinbarte Denar ausbezahlt.

Kein Wunder, sind sie enttäuscht, zornig gar. Aufgebracht dringen sie ins Haus des Weinbergbesitzers vor. Sie lassen jede höfliche Floskel weg, verzichten sogar auf eine Anrede, kommen direkt zur Sache: Ihnen sei krasses Unrecht widerfahren, sagen sie, und zwar gleich zweifach:

Erstens haben sie zwölfmal länger gearbeitet als die anderen, und zweitens haben sie auch über Mittag gearbeitet, wenn der Schirokko, der heisse Südwind weht, während die anderen überhaupt erst in der Abendkühle im Weinberg erschienen sind.

Die Reaktion des Gutsherrn ist zwiespältig. Einerseits gibt er sich freundlich, er wendet sich direkt an einen der Wortführer und spricht ihn als „Freund“ an. Doch in der Sache bleibt der Gutsherr hart. Er argumentiert legalistisch.

Er bezieht sich auf den Vertrag, den er einhält: Ein Denar, nicht mehr, auch nicht weniger. Er sagt, er könne doch mit seinem Besitz machen, was er wolle. Dagegen lässt sich nichts sagen, juristisch nicht und sowieso nicht als Tagelöhner, der ja immer irgendwie darauf hoffen muss, bei dem Gutsherr wieder einmal arbeiten zu können? Und zu guter Letzt unterstellt der Gutsherr den Tagelöhnern mit einer rhetorisch gemeinten Frage, dass ihr Auge böse sei, weil er gut sei.

Das **böse Auge** verweist gemäss biblischer Vorstellung auf ein böses Herz. Im bösen Auge spiegelt sich der Charakter eines Menschen, der dann neidisch, geizig, missgünstig sein soll.

Wenn der Gutsherr umgekehrt von sich selber sagt, er sei **gut**, dann erinnert das eine Aussage, die Jesus im Matthäusevangelium kurz zuvor macht: „Einer ist gut“, sagt er da, nämlich Gott.

Der Gutsherr im Gleichnis steht also für Gott.

Das ist ein irritierender Gedanke. Die Güte dieses Gutsherren Gottes scheint sich in engen Grenzen zu halten:

Statt den enttäuschten Tagelöhnern auch noch vorzuwerfen, dass sie geizig seien, könnte er ihnen zum Beispiel erklären, dass er im Moment nicht mehr übrig habe und in erster Linie gewährleisten wolle, dass alle

irgendwie durchkommen.

Auf die eine oder andere Weise hätte er darum werben können, dass die Langzeitarbeiter sich mit den Kurzarbeitern freuen über das unverhoffte Geschenk.

Stattdessen stösst er die armen Arbeiter vor den Kopf – und mit ihnen irgendwie auch uns.

An diesem Punkt, wo man ratlos, auch etwas schockiert stehenbleibt und nicht mehr weiter weiss, hilft einem erneut die grossartige Gleichnisauslegung des Schweizer Theologen Leonhard Ragaz auf die Sprünge. – Zunächst erinnert uns Ragaz an das Folgende:

„Jesus wählt in seinen Gleichnissen durchgehend solche Paradoxien und bringt mit pädagogischer Absicht Anstössigkeiten hinein. Das ist der Stachel, womit die Gleichnisse eingedrungen sind; damit werden sie der ewige Anstoss der Welt, der sie zur Wahrheit aufweckt. Zur Wahrheit, die ja auch paradox und anstössig ist.“

Die Wahrheit, auf die wir in unserem heutigen Gleichnis stossen, ist gemäss Ragaz die folgende: Wir Menschen sind in unserem Alltagsbewusstsein dauernd am rechnen, rechten und richten.

Wir rechnen, rechten und richten, zum Beispiel, in Bezug auf unsere Leistungen und unseren Lohn, wirtschaftlich, aber auch moralisch. Es entsteht dann durch dieses Rechnen, Rechten und Richten das, was Ragaz die grosse Kluft nennt.

Die eine wird zur armen Witwe, der andere zum arroganten Richter; der eine wird zum Zöllner, der andere zum Pharisäer; der eine wird zum armen Lazarus, der andere zum reichen Mann – dass sich vor Gott und im Jenseits die Rollen möglicherweise umkehren, macht die Sache auch nicht besser.

Die grosse, wahre, eigentliche Not ist doch die Kluft, die Trennung, die Spaltung.

Unser Gleichnis zeigt, warum es zu dieser Kluft kommt. Die tiefste Ursache, der letzte Grund ist – nicht nur im materiellen, sondern auch und vor allem im geistigen und geistlichen Bereich – der Besitz. Leonhard Ragaz sagt:

*„Es ist der Besitz, der sich auf sich versteift, der sich aus dem Ganzen Gottes herauslöst und sich absolut setzt. Die Hilfe aber besteht darin, zu wissen, dass **Gott** der Besitzer ist, dass wir im Materiellen wie im Geistigen aus einer umfassenden Solidarität leben... Wir alle leben aus dem Ganzen Gottes, und alle haben daran grundsätzlich den gleichen Anteil.“*

Es ist tief in unser menschliches Bewusstsein eingezeichnet, dass ich einen Anspruch auf den von mir erworbenen Besitz habe.

Dieses Denken hat in dieser Welt zweifellos sein Recht. Unser Gleichnis aber zeigt, dass vor Gott eine andere Wirklichkeit gilt: Der einzige Gutsbesitzer, der einzige Besitzer überhaupt ist GOTT. Wir alle sind Tagelöhner, die ihren täglichen Denar empfangen, die im Unservater beten: „Unser tägliches Brot gib uns heute“.

Alles, was darüber hinausgeht, ist Illusion. Da ist nichts, was wir besitzen. Jeder Atemzug ist Geschenk, ist Gnade, unverfügbar, nicht machbar.

Und wenn wir schon beim Atmen sind, liebe Gemeinde: Wir stehen in den Tagen vor Pfingsten. Pfingsten ist das Fest, an dem der Geist Gottes sich über uns ausbreitet.

Die biblischen Wörter für Geist aber (ruach, pneuma, spiritus) bedeutet nichts anderes als: Atem. Aus diesem Atem leben, weben und sind wir.

Und weil der Atem Geschenk ist, fällt es auch leicht, ihn zu teilen, im Geist von Pfingsten alles zu teilen, weil nichts uns gehört, sondern alles dem göttlichen Gutsbesitzer, der es gut mit uns meint.

Im urchristlichen Kommunismus gibt es kein böses Auge, nur lautere Herzen. Unmittelbar im Anschluss an den Pfingstbericht heisst es in der Bibel, in der Apostelgeschichte:

„44 Alle Glaubenden aber hielten zusammen und hatten alles gemeinsam; 45 Güter und Besitz verkauften sie und gaben von dem Erlös jedem so viel, wie er nötig hatte. 46 Einträchtig hielten sie sich Tag für Tag im

Tempel auf und brachen das Brot in ihren Häusern; sie assen und tranken in ungetrübter Freude und mit lauterem Herzen“. (Apg. 2, 44-46)

Kein böses Auge, nur lautere Herzen.

Sonntag, 20. Mai 2012
Andreas Fischer